

nn aus Männern ter werden

den Pflichten des
dernern Mannes
hört die aktive
burtsbegleitung.
ch mancher Mann
kommt schon beim
ckenschwingen
mulmiges Gefühl.
ite 85

r Solist und n Begleiter

s Moderatoren-Duo
rard Thurnheer
d Volker Finke
seine Positionen
setzt. Ein Gespräch
er Aufschneider
d Nervensägen.
ite 84



«Into the wild»: Auf der Suche nach einem Stück Verruchtheit kommt eine neue Generation ins Langstrassenquartier – wie hier in die «Bling»-Bar. (Fotos: Niklaus Spoerri)

Die letzte Meile

Von den Ausländern und Büzern über den Stützli-Sex bis zu den 68ern: Im Rotlichtviertel um die Zürcher Langstrasse haben die Akteure immer wieder gewechselt. Jetzt kommt die Latte-macchiato-Fraktion. Von Sacha Batthyany

Es war wieder so weit. Anfang März geriet das Zürcher Langstrassenquartier, das berühmteste Rotlichtviertel der Schweiz, in die Schlagzeilen: «Abrechnung im Milieu». Wieder diese Bilder, die alle kennen, auch wenn sie nie da waren – oder nur heimlich: die frierenden Nuten in ihren engen Latexröckchen vor dem Roland-Kino, die finsternen Typen mit ihren Bartschatten in den Hinterhöfen, die roten Lichter der Massagesalons. Es war wie 2004 beim Doppelmord in der «Ego-Bar», es war wie 2005, als Albert Moosberger, der «dicke Albert», Inhaber einiger Sexlokale, vor dem «Red Lips» erstochen wurde. Es gab eine Lichterkette, es gab eine Mahnwache gegen Gewalt im Quartier. Es war wie immer, hiess es, wie alle die Jahre zuvor. War es das tatsächlich?

Am Samstag, dem 8. März 2008, abends um halb neun wurde auf den Italiener Angelo Donati, den Chef einer Security-Firma, vor seiner Wohnung an der Rolandstrasse geschossen. Dreimal in den Bauch, einmal in den Kopf. Ein tragischer Tod; Angelo, den alle «Engel der Langstrasse» nennen, hinterlässt Frau und Töchter. Nur: Eine Abrechnung im Milieu war es nicht. Es ging nicht um Schutzgeld, nicht um Erpressung, sondern um eine Frau und um Eifersucht. Es war ein Beziehungs-drama, und es hätte, auch in dieser Ruchlosigkeit, überall geschehen können, Gümligen, Göschenen, Goldküste, vor jeder Haustüre der Schweiz.

Schmutzig und verludert

Allein der Mythos der Langstrasse als Sündenmeile und Mafiazone überdeckte das reale Geschehen. Das Klischee schlug zu. «Typisch Langstrasse eben», werden sich viele gedacht haben, «was kann man anderes erwarten?» Seit mehr als hundert Jahren schon, seit dem «Italienerkrawall» im Juli 1896, als Schweizer und italienische Gastarbeiter aneinandergerieten, dient das Quartier als Projektionsfläche. So wie der Zürichberg der Ort der Schönen und Reichen, so ist die Langstrasse der Ort, wo die wilden Kerle wohnen. Es sind Quartiere, die man besser meidet, bis heute: zu schmutzig, zu verludert, zu südosteuropäisch.

Vom Boom im Westen der Stadt und den Galerien haben zwar viele gelesen,



Ausdehnung der Unterhaltungszone: Restaurants wie das «Maison Blunt» (o.) oder Läden wie «Das Haus» ziehen ein neues Publikum in das Quartier.

vielleicht waren sie im Schiffbau, vielleicht auf Besuch in der – nur vorübergehenden – Studentenbleibe der Tochter, aber an der Langstrasse, einfach so? Niemals. Dabei hat sie sich mehrmals und ständig verändert.

Stefan Pörtner sitzt in der Bar Rossi und trinkt Orangenlimonade. Das «Rossi» hiess früher «Sans Souci», ein Striplokal, es gab «Halbelis» für 250 Franken, Champagner in Halbliterflaschen und ein bisschen nackte Haut. Heute trinken junge Leute Sprint-Bier von der Zürcher Brauerei Turbinenbräu. Auch das «Rossi» steht für den Wandel im Quartier, und wer diesen Wandel verstehen will, fern von kalten Statistiken und veränderten Bauzonenordnungen, der muss Stephan Pörtners preisgekrönte Krimis lesen.

«Köbi der Held»

Alle seine vier Bände über den Privatdetektiv Köbi spielen im Langstrassenquartier und beschreiben die soziokulturellen Veränderungen in kleinen, aber entscheidenden Details. 1998 erschien sein erster Band, «Köbi der Held». Köbi verstrickte sich in einen Mordfall, kauft Kaffee beim Italiener um die Ecke, die links-alternative Szene dominiert, Köbi isst in der «Silberkugel», dem einzigen Imbiss, der damals durchgehend geöffnet hatte. Im Jahr 2000, in Band zwei, ist die Idylle schon getrübt, die Drogenabhängigen sitzen auf der Wiese der nahen Bäckeranlage, es ist die Zeit, nachdem die offene Drogenszene am Letten aufgehoben worden war und die Junkies in die Wohnquartiere zogen. Es ist die Zeit, als die Stadt das Gastronomiegesetz lockerte, die Italiener-Läden verschwanden, Lavazza-Kaffee gab es auch bei Pick Pay, die Kebabbuden verdrängten alle anderen Imbisse und verkauften Dosenbier für 3 Franken 50. In Pörtners letztem Band, 2007, knapp zehn Jahre nach seinem Erstling, entscheidet sich Köbi, das Quartier zu verlassen. Aus der «Silberkugel», dem biederen Imbiss, ist längst eine Lounge geworden mit grossen Fenstern. Köbi: «Lounges waren nichts für mich. Ich sah zu wenig gut aus, um mich auf einem Sofa zu lümmeln, Latte macchiato zu schlürfen und blasé auf die Badenerstrasse zu linsen.»

► Fortsetzung Seite 82



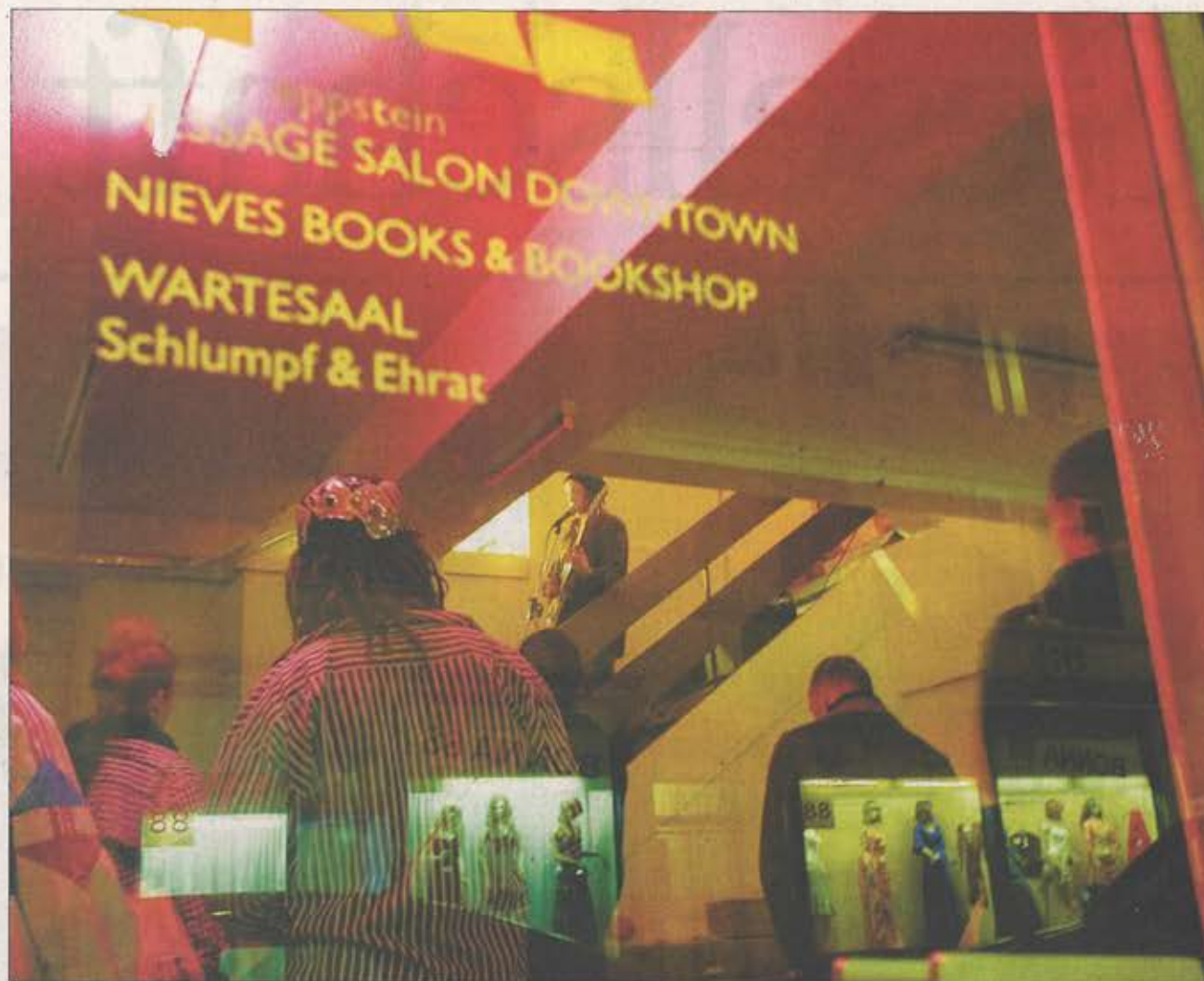
gefühl in den Händen: Kommentator rard Thurnheer. (Stefan Süess)

Die letzte ...

◀ Fortsetzung von Seite 81

Die Veränderungen, die Pörtner Privatdetektiv Köbi durchlebt, lassen sich auch wissenschaftlich beschreiben. Soziologen und Sozialgeografen wie Heiri Leuthold von der Zürcher Forschungsstelle Sotomo subsumieren Köbis Beobachtungen unter dem Begriff Gentrifizierung und meinen «eine Veredelung des Wohnumfeldes». Es ist wie ein Zyklus. Leuthold sagt: «Bis in die neunziger Jahre dominierten die sogenannten A-Städte: Ausländer, Alte, Arbeitslose, sie wohnen im Zentrum, während die, die es sich leisten können, in die Vororte ziehen.» Die A-Städte, so Leuthold, seien das Produkt des bürgerlichen Wohnideals: «Ein Haus mit Garten am Stadtrand, eine Ehefrau, die zu den Kindern schaut, und ein Mann, der abends nach Hause kommt.» Durch den Wegzug des Mittelstandes und die Rückwanderung der Ausländer Mitte der siebziger Jahre aufgrund der wirtschaftlichen Rezession entstand in vielen Städten ein Vakuum. In London, New York, Berlin, auch in Zürich. Nur wurde das Vakuum hier mit Sexklubs gefüllt.

Es war das Milieu, das mit Hilfe der Banken die freien Apartmenthäuser kaufte, in denen bis dahin italienische Saisoniers gelebt hatten. 1976 eröffnete Gody Müller an der Brauerstrasse den «Stützli-Sex». Für einen Franken durfte man 30 Sekunden lang einer nackten Frau beim Tanzen zusehen – die Männer standen vor dem Guckkas-



Das Leben auf der Strasse als Inspiration: Bald gibt es mehr Galerien als Sexshops. Gepflegtes Chill-out im «message salon».

ten Schlange. Die Langstrasse – das Schlüsselloch für kleinbürgerliche Phantasien. Gody Müller wurde Millionär, verprasste sein ganzes Geld, so wie es sich für eine Milieugrösse gehört, und lebte fortan von der Fürsorge.

Neben dem horizontalen Gewerbe kamen auch die Studenten und die 68er auf der Suche nach billigem Wohnraum. Sie eröffneten kleine Läden, sie trafen sich im «Krokodil» oder im «Stray Cats». Auch diesen Kreisen diente die Langstrasse als Projektionsfläche. Auch für sie war es der Ort, wo die wilden Kerle wohnen, doch wild

hiess nicht mehr verludert, nicht wie in bürgerlichen Kreisen; wild hiess weniger angepasst, weniger spiessig, ein bisschen verrückt und mediterran. Noch heute hört man sie das Leben im Quartier romantisieren, wo Schriftsteller angeblich mit Dirnen philosophieren, wo Multikulturalismus gelebt wird und man auf Dachterrassen statt Würsten lieber Salsiccia piccante grilliert.

Gentrifizierung, Aufwertung, nennen die Stadtplaner diesen Prozess. Und er geht weiter. Laut dem Geografen Leuthold folgen auf die Studenten und Künstler neue Gastronomen und

«Die Langstrasse wird aufgemotzt und «gepimpt» – es ist wie in anderen Ländern vor Olympia.»

Boutiquen, mit der Folge: Renovierungen nehmen zu, kinderlose Paare ziehen ein, das Quartier verändert sein Gesicht. Leuthold sagt: «Die Langstrasse ist mitten drin in diesem Wandel.» So wie Hamburgs Schanzenviertel, der Wiener Spittelberg, SoHo in Manhattan, das Redlight in Amsterdam. Alles wird aufgewertet. Alles gesäubert.

Während diese Entwicklung von den Offiziellen der Stadt Zürich begrüsst wird, äussern Anwohner erste Bedenken: Zürichs Rotlichtviertel verkomme zum Yuppie-Quartier, der Charme gehe verloren, bald sei es wie in einer Flughafenlounge, so keimfrei und so unpersönlich.

Bereits ist der Ausländeranteil gesunken, die Geburtenrate steigt, die Galeriendichte auch, die Mieten sowie so. Aus der «Schönau», dem Treffpunkt für Alkoholiker, wurde die schicke «Osteria da Concetta», aus dem Nachtlokal «St. Pauli» soll ein Hotel werden, aus der «Galerie La Perla» ein Haus mit Lofts. Neben den Bahngleisen bauen Architekten wie HLS oder Vera Gloor neue Häuser, an der Bäckerstrasse werden Bäume gepflanzt, es wird aufgemotzt, «gepimpt», wie jemand auf der Strasse sagt, «wie in anderen Ländern vor Olympia». Aus Spielsalons oder Striplokale entstanden Bars und Cafés: «Forum», «Casa Blanca», «Plazda», «Sport», «Rossi», «Acapulco», ihre Betreiber sind die neuen Kinder der Langstrasse. Sie prägen den Charakter des Quartiers.

Für diesen Wandel gibt es ein Symbol, so wie es bereits Stephan Pörtner in seinen Krimis beschrieb: den Latte macchiato. Das milchige Kaffeegebräu

mit weissem Schaum ist das Wappenzeichen der neuen Gastronomen. Es hat den Rioja der 68er abgelöst.

«Natürlich ist ein Wandel spürbar, doch es wird kein Yuppie-Quartier, die Langstrasse wird nie familientauglich. Sie soll eine Vergnügungsmeile bleiben», sagt Brigit Wehrli-Schindler, Direktorin der Stadtentwicklung Zürich. «Als 1999 die Lage mit den Drogenabhängigen und Dealern unhaltbar wurde, mussten wir handeln.» Parallel zur Gentrifikation des Quartiers, die sowieso stattfand, hat die Stadt verschiedene Massnahmen getroffen, das Viertel von Drogen und Prostitution zu entlasten. Ziel war es, das Milieu zurückzudrängen. Was jedoch nur bedingt gelang.

Man rief das Aufwertungsprojekt «Langstrasse Plus» ins Leben, dessen Leiter, Rolf Vieli, seitdem als «Mr. Langstrasse» bezeichnet wird und für Ruhe und Ordnung sorgen soll. Man säuberte die Bäckeranlage von den Drogensüchtigen, ging repressiv gegen Bordellbesitzer und Schaufensterdinnen vor, kaufte mehrere Liegenschaften, um sie dem Milieu zu entziehen, und schuf den «Langstrassen-Kredit», mit dem zweimal jährlich Gewerbeprojekte unterstützt werden, die das Leben im Quartier verbessern.

In finsternen Hinterhöfen

Erfolge? «Natürlich zeichnen sich Erfolge ab», sagt Rolf Vieli, Leiter von «Langstrasse Plus»: «Die Lebensqualität ist gestiegen, die Anzahl Drogendealer und Junkies ging zurück.» Die blauen Glühbirnen in den Hinterhöfen, die den Drogenabhängigen die Sicht auf ihre Venen erschweren, wurden entfernt. Doch das Sexmilieu blieb und blüht. Anders als Glühbirnen liess es sich nicht so einfach austauschen.

«Die Sonne», die «Lambada-Bar», «Die Ritz», all die Apothekenhäuser werden immer da sein, auch die Anzahl der Prostituierten ist gleich geblieben, schätzen Sozialarbeiterinnen der Beratungsstelle Basta, doch sind die Frauen weniger sichtbar, was die Gesundheitsprävention erschwert. «Aus den Augen, aus dem Sinn», bezeichnet man im Quartier die Anstrengungen der Stadt. Zwar dürfen sich Prostituierte seit 2002 offiziell nicht mehr im Fenster präsentieren und ihren Freiern winken, dafür stehen sie in finsternen Hinterhöfen und warten frierend auf Kundschaft. Oder sie weichen aus.

Anwohner aus benachbarten Stadtteilen beschwerten sich, das Milieu sei in andere Quartiere diffundiert. Laut Peter Biemann, Quartiervereinspräsident in Seebach, breite es sich zurzeit in Seebach aus. «Ich gönne dem Langstrassenquartier jegliche Aufwertung. Doch was ist mit den anderen?»

Dass aus dem berühmtesten Rotlichtviertel der Schweiz ein ruhiger, gehobener Stadtteil wird, ist nicht zu



Die Langstrasse wird kinderwagentauglicher (o.). Das Nebeneinander der Milieus gehört zum Konzept. (Fotos: Niklaus Spoerri)

Die Langstrasse als Filmkulisse: von «Marronibratern» bis zu Koksern

Vier Spielfilme in 50 Jahren zeigen den veränderten Charakter des Quartiers: 1957 erschien **Bäckerei Zürrer** von Kurt Früh. Dem Schweizer Regisseur gelang ein präzises Porträt des kleinbürgerlichen Milieus und der aufkeimenden Spannung zwischen den Schweizern und den ausländischen Saisoniers, den «Marronibratern». Der alteingesessene Bäcker Zürrer (Emil Hegetschweiler) kann sich nicht damit abfinden, dass einer seiner beiden Söhne eine Affäre mit der Tochter des benachbarten italienischen Gemüsehändlers hat. Samirs **Filou** aus dem Jahre 1988, rund 30 Jahre danach, setzte den Klassiker von Kurt Früh fort. Die Arbeiter sind weg, stattdessen hält sich der Lebenskünstler Max mit Gelegenheitsdiebstählen und kleinen Gaunereien über Wasser. Lizzy, seine Wohnpartnerin, geht auf den Strich, die

Italiener werden nicht mehr «Marronibrater» genannt, sondern Secondos. Der vielleicht bekannteste Film über die Langstrasse kam 2004 ins Kino und zementierte das Bild eines harten, trostlosen und heruntergekommenen Stadtteils. **Strahl** von Manuel Flurin Hendry erzählt die Geschichte eines einsamen und medikamentensüchtigen Polizisten (Roeland Wiesnekker), der sich mit der albanischen Drogenmafia anlegt. Um Drogen geht es auch in Samirs **Snow White** von 2005. Das Sittenporträt spielt an Zürichs Goldküste und in einem fiktiven Industriequartier, das stark an die Langstrassengegend erinnert. Die einzelnen städtischen Milieus vermischen sich, man trifft sich bald an schicken Poolpartys, bald in zerfallenen Industriebauten, Hauptsache, alle tanzen, Hauptsache, es wird genug Kokain verteilt. (bat.)



«Bäckerei Zürrer», Dialektfilm von Kurt Früh aus dem Jahr 1957. (Keystone)

erwarten, doch es droht zur «Unterhaltungsmeile» zu verkommen. Ein Disney-Land für Erwachsene, in dem sich die Schweiz austoben darf?

Es sieht ganz danach aus, denn auch die letzte Meile ist gefallen: das Restaurant Volkshaus am Helvetiaplatz, bis anhin immun gegen Veränderung und Sammelpunkt der Gewerkschaften, Buezer und all jener, die ehrliches Essen schätzen. Morgen wird es geschlossen. Die Topfpflanzen in brauner Hydrokultur, die Eichentische und die tamilischen Kellner stehen auf der Strasse. Die Latte-macchiato-Fraktion hat zugeschlagen. «Aus dem Volkshaus wird ein Bistro», sagt Koni Frei, einer der vier Betreiber, «wir waren in Paris, um Möbel zu kaufen.» Paris? Bis vor wenigen Jahren kamen hier die Möbel noch aus dem Brockenhaus.

Das raue Dasein

Das neue Volkshaus/Bistro wird noch mehr Partyvolk anziehen, das gerade erst das Quartier für sich entdeckte und in der «Zukunft» und im «Bling», den neuen Klubs, die Nächte verbringt. Sie strömen in die In-Bar «Longstreet» mit den roten Wänden und den Plüschsofas. Auch das «Longstreet» war einmal ein Striplokal, das verleiht der Bar erst die von vielen ersehnte Verruchtheit. Schon wieder missbraucht eine neue Generation das Quartier als ihre Projektionsfläche. Sie pfeifen auf italienische Läden und auf Multikulti, wie die Alternativen vor 20 Jahren, schliesslich sind sie damit aufgewachsen. Sie hatten Multikulti bereits im Klassenzimmer. Sie suchen Urbanität und das raue Dasein, sie wollen Bars, in denen früher gestrippt wurde, weil es ihnen das Gefühl vermittelt, ihr eigenes Leben sei verruchter. Sie sehnen sich nach einem Stück Wildnis in einem so herausgeputzten Land wie der Schweiz.

Es ist Nacht geworden an der Langstrasse, das «Longstreet» füllt sich, aus dem nahen «Fogo-Latino» klingt Samba, die Schweiz hat im Fussball gegen Deutschland verloren, den Kebabverkäufer kümmert das wenig, seine Türkei spielte in Weissrussland nur unentschieden, «Kebab mit alles, scharf?» Stephan Pörtner, der Krimiautor, der die Quartierentwicklung in seinen vier Bänden beschrieb, setzt seinen Hut auf und geht nach Hause. Nachdem seine Hauptfigur, der Privatdetektiv Köbi, im vierten Band aus dem Quartier ausgezogen ist, ist auch Pörtner gegangen, nach 21 Jahren. «Als ich anfang zu schreiben, wollte ich über eine kleine Ecke der Schweiz berichten, die niemand kennt. Und jetzt kennt sie jeder.» In der Tat ist Zürichs Langstrasse im Ausland bekannter als Marc Chagalls Fenster im Fraumünster. Für Pörtner war es Zeit zu gehen. Ihm werden andere folgen. Einige sind schon weg. Die wilden Kerle wechseln das Quartier. Ein neuer Zyklus beginnt.

Kanon der Populärkultur

Träume von Obama

Eine neue Internet-Seite sammelt Träume, in denen die Präsidentschaftskandidaten Hillary Clinton und Barack Obama auftreten. Für die Erfinderin, eine kanadische Buchautorin, ist *ldreamofHillarydreamofBarack.com* die «erste metaphysische Abstimmung». Die Ergebnisse nach den ersten Wochen: Mehr Leute träumen von Barack als von Hillary. Die Traum-Hillary ist oft hungrig, hat gute Tischmanieren



bien träumte, Obama habe ihr eine Gutenachtgeschichte vorgelesen. Ausserdem ist der Traum-Obama ein Autofahrer (in einem Fall eine crèmefarbene Limousine). Clinton geht lieber zu Fuss. Auch Sex und Drogen spielen eine Rolle. Bei Obama ist es öfter Sex, bei Hillary sind es öfter Drogen. Ein Obama-Fan träumte, mit Hillary einen Joint geraucht zu haben. Als er aufwachte, war ihm klar, dass er auch mit einer Präsidentin Clinton leben könnte. (cz.)

Die Schmuttel-Krise

genug, um das Seelenheil von Heranwachsenden in Gefahr zu bringen. Das Heft wurde in den siebziger Jahren in einer Auflage von 1 Million verkauft, und wenn es vom Dachboden ins Altpapier wanderte, kam es diskret unter die «Thurgauer Zeitung» zu liegen. Heute sind von der Millionenaufgabe noch 60 000 Exemplare übrig geblieben. Den artverwandten Konkurrenten von «Praline» – «Coupé», «Yes», «Oho» «Dynamit» – ergeht es kaum besser; der Umsatzanteil der deutschsprachigen Erotikhefte ist im Zeitschriftenverkauf auf unter ein Prozent gefallen. Wer sie am Kiosk sucht, muss sich durch einen Wust an Koch-, Segel-, Garten- und Lifestyle-Magazinen kämpfen oder sich in einem peinlichen Verfahren bei der Kiosk-

«Praline» schon fast so harmlos wie ein Kirchenblatt. (mah.)

Barfuss-Saison eröffnet

Wie man weiss, gibt es eine meteorologische und eine gefühlte Jahreszeit. Und aufgrund eines perfiden Naturgesetzes finden sie niemals gleichzeitig statt. Besonders drastisch in Konflikt geraten objektive und subjektive Jahreszeit in der Regel im April. In kaum einem Monat wird, den winterlichen Temperaturen zum Trotz, so fahrlässig Sommerkleidung gekauft – und oft auch schon getragen – und in Restaurants auf dem Draussensitzen beharrt. Der saisonale Realitätsverlust könnte sich diesen April ganz besonders akzentuieren

